Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlenerstraße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzerstraße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 3103.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 441. **Sonnabend** den 30. August 1902. **96. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 30. August.

Je wärmer die Töne sind, die in Berlin bei der Begrüßung des **Kaisers** und des **Königs von Italien** angeschlagen worden sind, um so weniger wird es befremden können, wenn die verschiedenen Unterredungen, die der Reichskanzler Graf Bülow mit dem italienischen Minister des Auswärtigen, Prinetti, schon gehabt hat und noch haben wird, in einzelnen Blättern die Deutung finden werden, es handele sich dabei auch um handelspolitische Abmachungen zwischen Deutschland und Italien. Der Vorgang würde nicht einmal den Vorzug der Neuheit haben, da bereits gelegentlich des Aufenthalts des Reichskanzlers in Venedig im Frühjahr dieses Jahres Aeußerungen und Behauptungen verbreitet wurden, die darauf hinausliefen, Graf Bülow habe der italienischen Regierung gegenüber bindende Zusagen in Betreff der Gestaltung einzelner Italien besonders interessirender Zollpositionen gegeben. Diese Machenschaften fanden durch unzweideutige gegentheilige Erklärungen der Regierungsvertreter in der Zolltarifcommission ein ziemlich schnelles Ende. Ihre Erneuerung würde den Urhebern auch schwerlich Erfolg verheißen, denn nachgerade ist man auch in jenen Kreisen, welche der Zollpolitik der Regierung am schroffsten gegenüberstehen, von der Loyalität des Verhaltens der Reichsregierung in dieser schwierigen Angelegenheit durchaus überzeugt. Wie erst vor wenigen Tagen von einer Seite, der ohne Widerspruch ziemlich enge Beziehungen zu der obersten Leitung der Reichsangelegenheiten nachgesagt werden, auf das Bestimmteste erklärt wurde, daß die Bundesregierungen in festgeschlossener Einigkeit auf dem Boden des dem Reichstage vorgelegten Zolltarifentwurfs ständen und nicht daran dächten, durch die Einleitung nochmaliger Besprechungen zwischen den Ministern der größeren Bundesstaaten auch nur den Schein aufkommen zu lassen, als ob dieser Boden erschüttert werden könnte, so kann heute die „Nat.-Lib. Corr." auf Grund guter Informationen versichern, „daß die Reichsregierung beziehungsweise der Reichskanzler auch heute nicht im Entferntesten gewillt ist, die deutsche Handelspolitik Italien gegenüber in irgend einem Puncte festzulegen." „Ein solches Unterfangen", fährt die genannte Correspondenz fort, „würde schon verfassungsmäßig unzulässig und undurchführbar sein. Die Reichsregierung ist im Gegentheil nach wie vor der Ansicht, daß die Feststellung des Zolltarifs durchaus zu den inneren Angelegenheiten des Reiches gehört, und sie ist gewillt, die Politik des Schutzes der nationalen Production und der nationalen Arbeit unbeirrt von irgend welchen äußeren Einflüssen durchzuführen. Daß dabei Rücksichten auf das Maß des Erreichbaren obwalten müssen, ist selbstverständlich. Diesen Rücksichten, die in dem Wunsche nach dem Zustandekommen der Handelsverträge begründet sind, ist eben schon in dem von den verbündeten Regierungen dem Reichstage vorgelegten Tarifentwurfe Rechnung getragen worden, der nicht nur die Interessen der verschiedenen Zweige der einheimischen Production sorgfältig gegeneinander abgewogen hat, sondern auch die Basis festhält, auf der handelspolitische Abkommen von längerer Dauer mit dem Auslande möglich und durchführbar erscheinen. Wir nehmen als selbstverständlich an, daß die Verhandlungen des leitenden Staatsmannes Deutschlands mit dem italienischen Minister des Auswärtigen auch die schwebenden handelspolitischen Fragen berühren, aber wir sind auch überzeugt — und diese Ueberzeugung dürfte allseits im Reiche getheilt werden —, daß dabei auch nicht ein Titelchen der berechtigten Ansprüche und Interessen Deutschlands preisgegeben oder auch nur im Entferntesten der constitutionelle Instanzenzug getrübt wird. Die „festgeschlossene Einigkeit" der Bundesregierungen in der Zolltariffrage gilt ebensowohl für die Wünsche des Auslandes, wie für die Ansprüche einzelner Interessentengruppen im Inlande."

Mit dem äußeren Erfolge des in Mannheim soeben zu Ende gegangenen **„Deutschen Katholikentages"** können die Veranstalter zufrieden sein. Die in Massen versammelten Theilnehmer haben alle Redner mit Beifall überschüttet und Alles beschlossen, was sie sollten. Aber die Herren Leiter hatten doch noch mehr erwartet: sie haben sich in ihrem Machtbewußtsein sogar mit der Hoffnung getragen, der Kaiser, der kurz vorher durch die Veröffentlichung seiner Swinemünder Depesche sein herbes Urtheil über das Verhalten des bayerischen Centrums aller Welt kundgethan hatte, werde sich angesichts der Mannheimer Centrumsparade der Machtmittel des deutschen Centrums erinnern und durch eine entgegenkommende Antwort auf das Begrüßungstelegramm der Mannheimer Versammlung den Eindruck seiner Swinemünder Kundgebung zu verwischen suchen. Daß diese Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen, kränkt besonders die „Köln. Volksztg.", deren Chefredacteur Cardauns bekanntlich in Mannheim den Vorsitz führte. Das Blatt schreibt:

„Viel bemerkt wurde der warme Ton und die individuelle Färbung, welche die Antwort des Großherzogs Friedrich von Baden auf die Begrüßung des Katholikentages zeigte. Es ist wohl das erste Mal, daß ein Landesherr in dieser Weise der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands eine über allgemeine höfliche Redensarten hinausgehende Form des Dankes widmete — auch ein Fortschritt zum Besseren, der um so angenehmer empfunden wird, als die Antwort des Kaisers nicht aus jenem Rahmen hinaustrat: das übliche „Majestät haben anzunehmen geruht" und „Majestät lassen danken" durch Herrn v. Lucanus. Man schaudert in der Umgebung des Kaisers sich immer noch nicht entschließen zu können, der alljährlichen großen Kundgebung des katholischen Volkstheils im deutschen Reiche diejenige Bedeutung beizumessen, die ihr zukommt und anderwärts allgemein auch nicht mehr vorenthalten wird. Wenn die chinesische Mauer in Karlsruhe gefallen ist, könnte man in Berlin, der Reichshauptstadt, auch etwas moderner werden."

Die Zumuthung, die in diesen Sätzen liegt, ist um so stärker, je mehr die Mannheimer Versammlung sich bewußt sein muß, durch eine ganze Reihe von Kundgebungen sich in schroffstem Widerspruch zu dem gesetzt zu haben, was das Oberhaupt des preußischen Staats und des Reiches wollen und anstreben muß. Wie brauchen nur an die Stellungnahme des „Katholikentages" zur Polenpolitik zu erinnern. Gerade wenn dem offenen Eintreten der Mannheimer Versammlung für die ärgsten Feinde des preußischen Staates und der preußischen Monarchie eine tiefere Bedeutung beigemessen werden muß, ist das Verlangen, der Kaiser solle dieser Versammlung in einer über allgemeine höfliche Redensarten hinausgehenden Form danken, eine Dreistigkeit, auf die ein Telegramm im Tone der Swinemünder Depesche am Platze wäre. Man erinnere sich ferner an das Dictum des Domcapitulars Dr. Schädler, der Staat habe für den Arbeiter „nur Kanonen und Steuerzettel". Darf etwa eine Versammlung, die einer so groben Anschuldigung jubelnd beipflichtet, den Anspruch erheben, wohlwollende Anerkennung des Kaisers zu finden, von dem alle Welt weiß, daß die Arbeiterfürsorge ihm besonders am Herzen liegt? Uebrigens haben sich Herr Dr. Schädler und die jubelnde Versammlung mit dieser Anschuldigung in schroffem Gegensatz zu den Centrumsführern gesetzt, die sich beständig ihrer Mitwirkung an der socialpolitischen Gesetzgebung rühmen und dieser also eine hohe und segensvolle Bedeutung beimessen. Einer dieser Herren, ein Katholikentagsredner sogar, der sich für die Mönnerklöster ins Zeug legte, Dr. med. Gaisert aus Freiburg i. B., hat sogar kürzlich auf dem Charitastage in München am Schlusse eines Vortrags „über die modernen Bestrebungen der Charitas" folgende Mahnung an seine Gesinnungsgenossen gerichtet:

„Hören wir überhaupt einmal auf, alles Uebel dem modernen Staat und dem modernen Zeitgeist in die Schuhe zu schieben. Wir deutschen Jünger der Charitas haben allen Grund, mit den socialen Leistungen des modernen deutschen Staates zufrieden zu sein. Der Staat ist unser stärkster und mächtigster Bundesgenosse auf dem Felde moderner Charitas. Wahrlich, seine Leistungen stehen hinter unseren Bestrebungen nicht zurück. Die staatliche Fürsorge für die Kranken, Armen und Schwachen, sie ist nicht nach Nietzsche'schen Grundsätzen eingerichtet, sondern nach christlichen. In dem, was die staatliche Gesetzgebung für die Armen gethan, im Armenrecht, steckt doch in letzter Instanz die Charitas. Auch in der Zwangsarmenpflege, in der vorläufigen Fürsorge, im Unterstützungswohnsitz, stecken große, weitherzige charitative Gedanken. Daß es auch eine Armenpolizei geben muß, an dem ist nichts Unchristliches, das ist nichts als Gerechtigkeit; Gerechtigkeit aber ist die erste Pflicht einer vernünftigen Charitas. Sodann ist das Recht des Armen auf öffentliche Unterstützung nicht nur ein cultureller, sondern zugleich ein ethischer Fortschritt der modernen Gesellschaft. Daß der Staat die Ausländer von der Zwangsarmenpflege nicht ausschließt, daß er nach der Ursache der Hilfsbedürftigkeit und nach der Würdigkeit der Hilfsbedürftigen in erster Linie nicht fragt, das sind große und schöne Züge des deutschen Armenrechts. Und die kaiserliche Botschaft des Jahres 1881, in der die Nothwendigkeit erhöhter staatlicher Fürsorge für den ganzen Arbeiterstand ausgesprochen wurde und welche dann die ganze Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung zur Folge hatte, sie war eine christlich moderne That ersten Ranges und ein großer Fortschritt auf dem Gebiet socialer Charitas."

Und jetzt erdreisten sich die Leiter des Mannheimer Tages, dem Staate nicht nur den ungeheuerlichen Vorwurf ins Gesicht zu schleudern, er habe für den Arbeiter nur Kanonen und Steuerzettel übrig, sondern auch für die Urheber dieses gröblichen, von hervorragenden Parteigenossen gründlich widerlegten Vorwurfs die kaiserliche Anerkennung zu fordern!

Die **französische** Presse hat sich bisher im Allgemeinen darauf beschränkt, über den **Besuch Viktor Emanuel's in Berlin** einfach zu berichten. Der „Figaro" schickt den deutschen Preßstimmen über den Besuch folgende Bemerkung voraus: Den Dreibund, dessen Bande sich gelockert zu haben schienen, wieder fester zusammenzuschließen, die italienische Bundesfreundschaft, die erkaltet zu sein schien, in Beschlag zu nehmen, das ist das Ziel, welches die Presse heute in den wirklich herzlichen Artikeln verfolgt, die sie dem Besuche des Königs von Italien widmen. Der „Gaulois" zieht, wie der „Köln. Ztg." aus Paris gemeldet wird, Schlüsse zu Ungunsten der gegenwärtigen französischen Regierung, die er für die Erneuerung des Dreibundes mittelbar verantwortlich macht. Er schreibt: Die Deutschen empfangen den König von Italien, wie wir kürzlich den Kaiser von Rußland empfingen. Man bezeugt ihm eine Zuneigung ohnegleichen. Man könnte ihn nicht mit größerer Wärme begrüßen, wenn er die Oberherrschaft über das Mittelmeer dem deutschen Reiche als Gastgeschenk brächte. Die Uebertreibung der Begeisterung läßt vermuthen, daß man einige Zweifel an der Treue des dritten Bundesgenossen geschöpft hatte. Die Wiederanknüpfung guter Beziehungen zwischen Frankreich und Italien, die Reise Viktor Emanuel's nach Rußland, die erwachte Neigung der italienischen Presse, unserm Lande, das sie noch vor Kurzem als Feind betrachtete, besondere Schmeicheleien zu sagen: all diese Umstände haben Wilhelm II. bedenklich gemacht. Er hat einen Augenblick glauben können, daß der Dreibund sich in einen Zweibund verwandle, dagegen das französisch-russische Bündniß sich durch den Eintritt eines dritten Bundesgenossen kräftigen würde. Es ist nicht zweifelhaft, daß im gegebenen Zeitpuncte keine große Anstrengung nöthig war, unsere lateinische Schwester von ihrem germanischen Bundesgenossen loszureißen. Mit Geschick und vor Allem mit Beharrlichkeit hätte auf das italienische Cabinet im Dienste unserer Interessen eingewirkt werden müssen. Italien, das sich mit Frankreich versöhnen wollte, würde diese Annäherung stärker betont haben, wenn unsere Staatsmänner den guten Willen dazu gezeigt hätten. Der „Gaulois" schließt: Das Alles bedeutet vielleicht den europäischen Frieden. Aber es ist schmerzlich, zu denken, daß Frankreich allein die Kosten trägt. Die „Autorité" meint, auf den Begrüßungsartikel der „Kölnischen Zeitung" hinweisend: Wenn Wilhelm II. derartige Artikel gegen uns schreiben läßt, so hat ihn sicher die Diplomatie des Quirinals dazu ermächtigt. Der Schluß ist klar: Italien betrügt uns.

Von Zeit zu Zeit wird die Nachricht verbreitet, daß die **russische** Regierung eine Aenderung ihrer Politik im mildem Sinne gegen **Finnland** plane. Daß das nicht der Fall ist, beweist die eben erfolgte Ernennung des Wirklichen Staatsrathes Mjässojedow zum Gouverneur von Wyborg. Dieser Herr, der zuletzt Mitglied des Raths im Justizministerium und Oberprocurenrsgehilfe im Senate war, ist einer der wildesten Russificatoren der Regierung. Zu Beginn der 80er Jahre hatte man ihn nach Riga als Gouvernementsprocureur gesandt; er arbeitete dort ganz im Geiste Pobjedonoszew's und hat die berüchtigte Senatorenrevision Manassein's trefflich vorbereitet. Er haßte das baltische Deutschthum und seine ständischen Einrichtungen mit der ganzen Gluth des demokratischen Slawen. Aber sein Auftreten war auch äußerlich so schroff, daß die baltischen Vertreter sich schließlich nur auf den schriftlichen Verkehr beschränkten und jede sonstige Verhandlung ablehnten. In Petersburg kam man in Folge dessen zu der Ueberzeugung, daß Mjässojedow die

Feuilleton.

Das Fräulein von Saint-Sauveur.

24] Roman von Gréville.

(Nachdruck verboten.)

Sie wollte den Gedanken nicht vollenden. Ja, Frau von Olivettes war geschminkt und verblüht! War es denn wirklich denkbar, daß sie, Antoinette von Villoré, sich mit dem Gedanken befreundet haben konnte, in ihrem ehrbaren, friedlichen Hause herausfordernde Schönheiten gleich dieser Frau zu empfangen, die einen Namen trug, den sie — so gerne vergessen hätte!

Da sie aber eine gute Erziehung genossen, sprach sie einige höfliche Worte, worauf eine kleine Pause eintrat.

„Ich habe keine reiche Heirath gemacht", nahm Jehan trotz seiner scheinbaren Bescheidenheit nicht ohne Stolz wieder auf; allein meine Frau besitzt Talent und Genie, und das wiegt alles Andere auf. Sie spielte die Hauptrolle in dem Stücke, welches ich vor einem Monat etwa aufführen ließ, und von dessen Erfolg Sie vielleicht auch gehört haben?"

Landry wagte nicht, zu gestehen, daß er, von seiner Liebe und Verheirathung völlig in Anspruch genommen, ganz vergessen hatte, die Zeitungen der letzten Wochen zu lesen. Obschon er vor sich selbst erröthete, als er sah, mit welcher Keckheit und Sicherheit er zu lügen vermochte, gab er sich den Anschein, als wäre er über das Ereigniß dieser Aufführung vollkommen unterrichtet; dann sagte er der genialen Künstlerin einige Schmeicheleien über die vollendete Meisterschaft, mit welcher sie die Hauptrolle in einem ihm ganz unbekannten Stücke gespielt.

Inzwischen unterzog Antoinette die junge Frau einer eingehenden Musterung. Trotz des übermäßigen Gebrauchs von Puder und schwarzer Farbe um die Augen war sie wirklich schön zu nennen, und was noch mehr besagen wollte, sie besaß auch eine recht ehrbare Miene, die man aber erst bei näherer Betrachtung erkannte.

„Wir sind Beide so ziemlich gleich mit Glücksgütern gesegnet", fuhr Jehan fort, wobei er einen achtungsvollen Blick auf Frau von Villoré heftete. „Doch haben wir frischen Muth, wir glauben fest an unser beiderseitiges Talent, und diese Zuversicht ist schon eine Bürgschaft für das Gelingen; nicht wahr, Fanny?"

Fanny blickte ihren Gatten mit einem innigen, glücklichen Lächeln an, so daß Antoinette ihr mit einem Male die Hand entgegenstreckte.

„Wir wollen hier acht Tage verbringen. Dies ist zugleich unsere Hochzeitsreise", sagte Jehan, indem er das Kleid seiner Frau ein wenig schüttelte, daß ein ganzer Regen von Confetti entstand, der langsam zu Boden rieselte. „Und nun kehren wir nach Paris zurück; denn man muß leben, das heißt: arbeiten. Nächst der Liebe ist ja die Arbeit das Beste, was man hat."

Er verneigte sich vor Frau von Villoré mit der Förmlichkeit eines mittelalterlichen Troubadours, reichte Landry die Hand, und die beiden Paare, die hier durch einen außerordentlichen Zufall zusammengeführt worden waren, schritten in entgegengesetzter Richtung weiter, wie es ihnen das Schicksal für alle Zukunft vorgeschrieben hatte.

Eine Weile schritt Landry schweigend neben seiner jungen Gattin dahin; dann sagte er plötzlich:

„Vorhin hattest Du recht, mein theures Kind, und nicht ich. Diese Heirath gereicht Olivettes zur Ehre. Ich weiß nicht, wie dieselbe enden wird; aber für alle Fälle hat er sich besser bewährt, als ich gedacht hätte."

Die Dunkelheit war völlig herangebrochen. Die junge Frau nahm den Arm ihres Gatten und sprach vertraulich:

„Man glaubt, daß wir hier bleiben; in Beaulieu erwartet man uns auch nicht. Wollen wir nicht in Mentone übernachten, statt den Lärm dieser tollen Nacht über uns ergehen zu lassen? Dort ist der Carneval seit gestern zu Ende, so daß wir uns der vollsten Ruhe erfreuen könnten, die wir schon seit Langem nicht genossen haben."

„Einverstanden; doch müssen wir vorerst telephoniren, da wir sonst bei „Mutter Grün" übernachten müßten. So schön auch die Sterne hier zu Lande sind, ein gutes, bequemes Zimmer ist des Nachts immer noch vorzuziehen."

„So laß uns denn telephoniren!" erwiderte Antoinette heiter. „Und morgen unternehmen wir ganz allein einen Spaziergang in die Berge, ja?"

Landry hüllte sie in einen Blick voll Zärtlichkeit und Anbetung ein. Jedesmal, wenn sie ihm ohne äußeren Anlaß einen Beweis von Liebe gab, hatte er Lust, ihr zu danken. Nach so langem qualvollen Warten hatte er sich noch immer nicht an den Gedanken gewöhnen können, daß das holde Wesen, das ihm so lange widerstrebt hatte, nun gänzlich sein geworden sei.

Ihre Fahrt durch die strahlende Nacht, ihre Ankunft in dem großen, ruhigen Gasthof, der still und lautlos dalag, denn alle Gäste, die das Vergnügen liebten, waren nach Nizza gegangen, erinnerte gewissermaßen an eine Entführung. Die junge Frau mochte dies undeutlich fühlen; denn als sie in das große, hellerleuchtete Zimmer trat, welches man für sie vorbereitet hatte, sagte sie zu ihrem Gatten:

„Man sollte meinen, daß dies unsere Hochzeitsreise sei, und dabei sind wir doch schon seit sechs Wochen verheirathet . . ."

Der nächste Tag brachte herrliches Wetter. Die Sonne, die man nur an der Riviera und nur um diese Jahreszeit in so strahlender Pracht sieht, übergoß das Meer mit einer Strahlenfluth, die die ewig ruhelosen Wellen in blendender Farbengluth glühern machte. Ein kleiner Wagen, vor den ein kräftiges Pferd gespannt war, erwartete das junge Paar, das langsam herbeikam und mit glücklich lächelnder Miene in das Fuhrwerk stieg.

Landry ergriff die Zügel. Er hatte sich aufs Genaueste nach der einzuschlagenden Richtung erkundigt, und nachdem man den Groom entlassen, fuhr das glückliche Paar auf dem nach Cascular führenden Weg davon.

Eine Weile schon war man durch die herrliche Gebirgsgegend gefahren, als Antoinette, die sich auf dem Sitze des kleinen, niedrigen Wagens immer enger an ihren Gatten geschmiegt hatte, mit leiser Stimme, als hätte sie Jemand vernehmen können, zu sprechen anhub:

„Landry, sage mir aufrichtig, bist Du glücklich?"

Das Pferd kannte seinen Weg und benöthigte keines Zuspruchs, um in seinem mäßigen Trab zu verbleiben. Rasch hatte Landry den Blick um sich schweifen lassen und in der nächsten Secunde — der Wahrheit die Ehre! — seine junge Frau innig auf die Wangen geküßt.

„Wie sollte ich nicht der Glücklichste aller Sterblichen sein?" fragte er sodann.

Antoinette blickte ihn mit flehender Miene an.

„Ich habe Dir so vielen Kummer bereitet", sagte sie; „und wenn Du wüßtest, Landry, wie leid mir das jetzt thut!"

„Leid thut es Dir?" rief Landry so laut aus, daß der Pony dies für eine Aufmunterung ansah, eine raschere Gangart einzuschlagen, die er aber nicht lange beibehielt.

„Ja, sehr leid, und mein Gewissen läßt mir keine Ruhe!" versicherte Antoinette, indem sie das schöne Gesicht ein wenig abwandte. „Und dennoch weiß ich nunmehr, was ich damals nicht wußte, daß ich Dich nämlich immer geliebt habe. Sehr oft habe ich mir diese Frage vorgelegt, und heute erst bin ich meiner Antwort vollkommen sicher."

„Mein theures Weib!" murmelte Landry, doch ohne sie anzublicken, da er sich von seinen überquellenden Empfindungen nicht übermannen lassen wollte.

Sie schmiegte sich noch enger an ihn und fuhr zu sprechen fort:

„Und doch hätte es eines Tages — oh, es war ein schrecklicher Tag, Landry! — nur eines geringen Anlasses bedurft, um Dich meines Herzens zu versichern. Es war an dem Tage, da der arme kleine Junge starb. Erinnerst Du Dich noch, Landry?"

„Ja, ich erinnere mich", erwiderte Landry sehr ernst. „Als ich die Maschine stillstehen hörte und dann das Geschrei vernahm, da dachte ich, Du seiest es, mein Geliebter . . . Du warst mit so ernster Miene von mir gegangen . . . sahst so unglücklich aus . . ."

„Du hattest doch nicht geglaubt, ich würde die Feigheit begehen, einen Selbstmord zu verüben?" unterbrach sie Landry hastig.

„Nein, das gewiß nicht! Es giebt aber Tage im Leben, da man allen Muth sinken und sich vom Verhängniß treiben läßt. Ich glaubte also, dies sei auch bei Dir der Fall gewesen. . . . Hätte ich Dich in jenem Augenblick allein angetroffen, so würde ich mich gewiß an Deine Brust geworfen haben, und ich hätte schon an jenem Tage erfahren, was ich erst später empfand . . . daß ich ohne Dich nicht zu leben vermag! Doch vor den vielen Menschen schien es mir, als hätte sich eine große Scheidewand zwischen uns errichtet, und mein Herz verschloß seine Empfindungen wieder in sich. Und das verwundete Kind, Deine Güte, der Tod . . . . all' das war so ernst und erschütternd, daß . . ."

„Ernst und erschütternd ist die Liebe, süßes Weib", fiel ihr Landry ins Wort, während er sinnend vor sich hinblickte.

„Ja, sie ist ernst und erschütternd, Landry, und auch an Thränen reich. Als wir später wieder allein waren, da war der Tod an uns vorübergeschritten, und was ich eine Stunde früher zu sagen vermocht hätte, wäre jetzt um keinen Preis mehr über meine Lippen getreten. Und dessen ungeachtet glaube ich, daß ich Dir das Geheimniß meiner Seele voll und ganz preisgegeben hätte, wenn Du gewollt, wenn Du es gewagt hättest, noch weiter in mich zu dringen. . . . Allein Keines von uns Beiden befand sich in der dazu erforderlichen Stimmung. Armes Kind! Eigentlich verdanken wir unsere Vereinigung nur ihm allein, Landry! Wir werden ihm einen schönen Garten an seinem Grabe anlegen und ein steinernes Kreuz dazu pflanzen, damit es selbst uns überdauere."

Landry verschloß seiner Frau mit einem Kuße den Mund. Weit und breit war keine sterbliche Seele zu sehen.

„Es ist merkwürdig", nahm Antoinette wieder auf, „welche thörichte Streiche uns die Phantasie zuweilen spielt! Ich glaubte Dich nicht zu lieben, weil ich nicht

SLUB
Wir führen Wissen.